

ZU GUTER LETZT

Nobilitiert
nicht den
Namen Bührlle!

Fünf Bilder von Courbet, Monet, Toulouse-Lautrec, Gauguin und van Gogh aus der umstrittenen Sammlung des Waffenproduzenten und mutmaßlichen NS-Profiteurs Emil G. Bührlle wurden aus dem Kunsthaus Zürich entfernt. Die Bührlle-Stiftung hatte ihre Sammlung einer Provenienzforschung unterzogen. Damit versuchte sie einer Entscheidung der Zürcher Kunstgesellschaft vorzuzukommen, die das Kunsthaus betreibt und ein von Raphael Gross geleitetes unabhängiges Provenienzforscherteam beauftragt hat.

Am Freitag wurde das Ergebnis des Schweizer Historikers und Präsidenten des Deutschen Historischen Museums vorgestellt. Die bisherige Provenienzforschung sei „nicht ausreichend, um den Standards des Museums zu genügen“. Man habe eine hohe Zahl an jüdischen Vorbesitzern entdeckt, die „entweder überhaupt nicht erscheinen oder in den veröffentlichten Ergebnissen keine Rolle spielen“. Raphael Gross' deutliche Einschätzung: „Ohne die jüdischen Sammler wäre die Sammlung Bührlle so nie zustande gekommen.“

Gross verbindet den Bericht mit drei Empfehlungen. Zur Aufklärung des jüdischen Vorbesitzes und des verfolgungsbedingten Entzuges müsse weiter geforscht werden. Ein „fachlich und biografisch multiperspektivisch“ besetztes Gremium solle benannt werden, um „ein Prüfschema für NS-verfolgungsbedingten Entzug“ zu entwickeln. Das Kunsthaus Zürich müsse eine „öffentlich geführte“ Auseinandersetzung darüber führen, ob die Sammlung nach Emil Bührlle benannt sein sollte, denn die Präsentation „nobilitiert seinen Namen und damit seine Sammlung als Ganzes“. Da stelle sich die Frage, ob das mit der „moralisch-ethischen Haltung“ eines Museums übereinstimme.

Das Kunsthaus Zürich werde wenn es an den Bührlle-Bildern festhalte, damit rechnen müssen, dass die Sammlung „weiter kontinuierlich schrumpfen wird“. Das kann man auch als Mahnung an öffentliche Museen generell verstehen, ihre privaten Leihgaben und deren Präsentation kritischer zu betrachten. **MARCUS WOELLER**

Der Tag wird kommen, an dem jene Kollegen, die sich für unersetzlich gehalten haben, in die Personalabteilung gebeten werden: Programmierer, Coder, Finanzanalytiker und andere Zahlen-Nerds – Typen, mit denen der Smalltalk mühsam war, weil sie auf einem anderen Planeten zu leben schienen, aber deren Berufe man den eigenen Kindern empfahl, wenn diese sich mal wieder überlegten, irgendein Orchideenfach zu studieren. Nun sitzen sie jemandem gegenüber, der vielleicht ein Orchideenfach studiert hat, und müssen sich anhören, dass man in Zukunft bedauerlicherweise auf ihre Dienste verzichten müsse. Aber wieso denn? Weil alles, was sie können, jetzt die künstliche Intelligenz kann.

VON PETER PRASCHL

Solche Horrervisionen hat vor einigen Wochen der milliardenschwere Investor und Unternehmer Peter Thiel getriggert. In einem langen Gespräch für den Podcast „Conversations with Tyler“, das eigentlich von politischer Theologie handelte, vermutete er beiläufig, dass durch die Entwicklung der künstlichen Intelligenz „Mathematischen“ es sehr viel schwerer haben würden als „Wortmenschen“. Schließlich werden KI-Modelle „in drei bis fünf Jahren alle Aufgaben der US-Mathematik-Olympiade lösen können. Das wird die Dinge ziemlich stark verändern.“

Ihn selbst störe das nicht, weil die Gesellschaft zu einseitig auf Mathematiker ausgerichtet sei, selbst beim Medizinstudium würden jene aussortiert, die nicht gut in Physik und Rechnen sind, „und ich bin mir nicht sicher, ob das tatsächlich mit der Geschicklichkeit eines Neurochirurgen zusammenhängt. Ich jedenfalls möchte nicht, dass jemand in seinem Kopf Primzahlfaktorisationen durchführt, der an meinem Gehirn operiert.“ Der Druck, den die KI ausübt, bewirke also so etwas wie „eine längst überfällige Neugewichtung in unserer Gesellschaft“.

Natürlich war danach die Hölle los. Schließlich ist Thiel kein Schöngestir mit unbewältigtem Matheunterricht-Trauma, sondern unter anderem Paypal-Erfinder, Investor und Schachspieler, hat also durchaus ein mathematisch begabtes Gehirn. Bullshit, befand das Kommentariat in den sozialen Medien. Mathematischen werde man immer dringend brauchen, schon weil jemand dem Kram, dem wir uns gerade ausliefern, verstehen muss, um ihm bei Bedarf Einhalt gebieten zu können. Doch möglicherweise ist das nur der Zweckoptimismus von Menschen mit ihren spezialistischen Vorurteilen, denen zufolge wir die unübertreffliche Krone der Schöpfung sind.

Wie sieht das eigentlich die künstliche Intelligenz selbst? Wenn man von ChatGPT wissen will, ob durch die Entwicklung von KI eher mathematisch begabte oder sprachlich kompetente Menschen gefährdet seien, erhält eine jener Antworten, denen man anmerkt, dass am Kommunikationsdesign auch Ethikbeauftragte beteiligt waren, damit niemand sich verletzt fühlen muss. Auch in Zukunft, teilt ChatGPT mit, bleiben mathematische Fähigkeiten wichtig: Sie schärfen kritisches Denken, helfen bei der Problemanalyse, sind wichtig für in-



Ein kleiner Junge schreibt Mathe-Aufgaben an Fensterscheiben. Gedächtnis wäre vielleicht besser

Wortmensch vs. Zahlenmensch

Mathematik-Talente werden Informatiker und kriegen Top-Gehälter – wer sich für Literatur interessiert, endet als Taxifahrer? Was über Generationen galt, ändert sich gerade rapide

formierte Entscheidungen, bilden eine Grundlage für interdisziplinäre Studien, oder fördern das algorithmische Verständnis, das nötig ist, um KI richtig und verantwortungsbewusst einzusetzen.

Klingt gut. Menschen mit sprachlichem Feingefühl allerdings nehmen durchaus die subtile Grausamkeit zwischen den Zeilen wahr: Die ChatGPT-Argumente für die Mathematik-Karriere klingen ein wenig nach Sätzen, mit denen man Menschen das Lateinlernen schmackhaft machen will – irgendwie sei es ein gutes Gehirn-Jogging. Im Nachsatz konfrontiert ChatGPT einen dann ja auch mit einem härteren Befund. Innerhalb der nächsten Jahrzehnte werde künstliche Intelligenz Menschen bei der Lösung mathematischer Aufgaben überholen, während sprachliche Kompetenz auf menschlichem Niveau für sie eine weit größere Herausforderung darstelle, was der Komplexität und dem Reichtum menschlicher Sprache und Kommunikation geschuldet sei.

Das scheint Peter Thiels Prognose recht zu geben: Solange die KI sprachlich nicht so versiert wie Menschen kommunizieren kann, wird sie eher den Rechen-Nerds gefährlich werden, deren Tätigkeiten sie ersetzen kann. Doch mit einer beschränkten natürlichen Intelligenz kann man erkennen, dass diese Argumentation sich etwas vormacht. Sie vergleicht Spitzenleistungen von künst-

licher und menschlicher Intelligenz und gibt Entwarnung, weil es die KI noch geraume Zeit lang nicht drauf haben wird, Shakespeare-Sonette zu verfassen, funkelnden Smalltalk zu führen, ironisch zu sein oder ans Herz gehende Liebeserklärungen zu machen. Aber können wir das selbst? Merken wir, wenn andere es können? Und legen wir tatsächlich Wert darauf, dass andere es können?

Für die meisten alltäglichen Kommunikationssituationen ist es nicht nötig, dass Wörter auf Goldwaagen gelegt werden. Es reicht, wenn man auf „ich hätte gerne zwei Schrippen“ zwei Schrippen bekommt und „ich liebe dich“ mit „ich dich auch“ beantwortet wird. Menschen kommunizieren mit guten Gründen fast immer formelhaft – und viele ihrer sprachlichen Formeln kann die künstliche Intelligenz bereits überzeugend anwenden.

Wenn man ChatGPT um einen Trainingsplan für Bauchmuskeln oder Reisetipps für eine vierköpfige Familie bittet, fallen die Resultate gewiss nicht schlechter aus als die Antworten von Personal Trainern oder Reiseführern. Und im Journalismus demonstriert die KI, dass sie zufriedenstellend Nachrichtenstücke, Wetterberichte, Rezepte und dergleichen mehr verfassen kann – den meisten Lesern genügt es, wenn sie verständlich erfahren, was passiert ist, auf Autorenstücke, für die es Preise und

Schulterklopfen von den Kumpeln gibt, haben sie gar keine große Lust, weil sie beim Konsumieren Zeit kosten und manchmal verdammt selbstverliebt sind.

Längst funktioniert künstliche Intelligenz auch als Psychotherapeut, Ernährungsberater oder Life Coach – immerhin drei hochqualifizierte Jobs, für deren Leistungen man nicht wenig bezahlen muss. Ja sicher, es ist nur eine Maschine, die einen berät, und aus irgendeinem Grund trauen wir Maschinen noch nicht so sehr wie den Körpern aus Fleisch und Blut, die wir selbst sind, auch wenn wir alle vermutlich häufiger von Menschen als von Maschinen belogen, betrogen und in die Irre geführt worden sind.

Doch das kann sich ändern. Sobald wir mehr Erfahrungen gemacht haben, werden wir feststellen, dass auch die meisten gesprächsintensiven Jobs von KI prima erledigt werden, und dass es möglicherweise hilfreicher ist, einen guten Psychologie-Chatbot bei Tag und Nacht konsultieren zu können, als monatlang auf das Kennenlerngespräch mit einem Therapeuten warten zu müssen, der einem dann doch nicht liegt. Es ist ja nur humanoid Nostalgie, dass man es mit Menschen zu tun haben will.

Die ersten Studien darüber, wen die künstliche Intelligenz am ehesten Jobs kosten wird, sind noch nicht sehr eindeutig – was vor allem daran liegt, dass

wir uns noch in ihrer Frühphase befinden. Fest steht aber, dass ihre Effekte viele betreffen werden, ungelernete Lagerarbeiter oder Betreuer im Kundendienst ebenso wie hochqualifizierte Softwareprogrammierer, Marketingexperten, Steuerfachleute oder Simultanübersetzer. Eine Untersuchung des Internationalen Währungsfonds besagt, dass in entwickelten Volkswirtschaften rund 60 Prozent der Arbeitsplätze von KI betroffen werden könnten, mit unterschiedlicher Wucht quer durch alle Branchen – das führt selbstverständlich nicht notwendigerweise immer zu Jobverlusten, aber zu Arbeitsplatz-Veränderungen.

Jedenfalls wird alles, was sich durch künstliche Intelligenz automatisieren und dem Menschen abnehmen lässt, aus ökonomischen Gründen auch werden. Das betrifft, um auf Peter Thiel zurückzukommen, mathematische Tätigkeiten genauso wie jene, für die man sprachlich kompetent sein muss. Am sichersten vor dem Ersetztwerden durch die KI scheinen, wie man der Website „Will Robots take my Job“ entnehmen kann, Berufe zu sein, für die man einen Körper braucht oder an Körpern tätig wird. Choreografen zum Beispiel. Oder Ergotherapeuten. Oder Chirurgen. Vielleicht sollten wir unseren Kids einfach empfehlen, Schachspieler zu werden. Die kann man sicher noch eine Zeit lang gut gebrauchen.

Es ist noch Leben im Dschungel der Heroen

Eine Ausstellung auf Berlins Flughafen Gatow untersucht die Frage, wie es um den Helden in der modernen Gesellschaft steht

Der Stoff, aus dem Helden gemacht sind, ist vor allem Luft. Ohne diese liegen die langen Plastikschlangen und Gummiröhren im Hangar 5 des Militärgeschichtlichen Museums in Berlin-Gatow nur schlapp auf dem Boden herum. Unheroischer geht's kaum. Die „Held“-Maschine“, entworfen von der Theatergruppe Rimini Protokoll, funktioniert nur, wenn viele Menschen gleichzeitig die zahlreichen Hebel betätigen. Helden werden gemacht, sagt uns diese Installation, die zu einer großen Heldenausstellung gehört.

VON JAKOB HAYNER

Der wichtigste Befund der Ausstellung „Prinzip Held“ lautet, dass die Helden auch im postheroischen Zeitalter nicht verschwunden sind. Die Diagnose des Postheroischen meint, dass in der durch Recht, Verwaltung und Bürokratie geprägten bürgerlichen Gesellschaft der Held zum alten Eisen gehört, ausrangiert und lächerlich wie Don Quixote im Kampf gegen die Windmühlen. „Im Staat kann es keine Heroen mehr geben; diese kommen nur im ungebildeten Zustande vor“, sagte bereits Hegel 1820.

In den vergangenen Jahren wurde die Rede vom Postheroischen wieder aktualisiert, zum Beispiel von Herfried Münkler, der dem Begriff zu einer neuen Konjunktur verhalf. Der großangelegte Sonderforschungsbereich „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ der Universität Freiburg, gemeinsam mit dem Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr und dem Militärgeschichtlichen Museum, hat sich die Sache genauer angeschaut, die Ausstellung „Prinzip Held“ zeigt die Resultate.

Man staunt nicht schlecht, wie viele Helden es heute doch noch gibt: laute und stille, bekannte und weniger bekannte, einzelne und kollektive, gute und böse. Diese neue Unübersichtlichkeit des Heroischen nach seinem vermeintlichen Ende ist bereits mit dem Betreten des Hangars sichtbar. Eine bunte Spielweise: überall gibt es etwas zu entdecken, zu hören, anzufassen oder zu blättern. Es gibt keinen vorgegebenen Weg, man schlägt sich – heldenhaft! – durchs Unterholz des Heroischen.

Tische, Spinde und Schränke stammen aus alten Bundeswehrbeständen. Nachdem sie ausgemustert wurden, haben sie hier durch Rimini Protokoll eine neue Nutzung erfahren. Allein diese

Unnutzung ist beispielhaft dafür, wie sich das Heldentum aus dem Militärischen in alle Bereiche des Alltags ausgebreitet hat. Alexander der Große entspricht wohl am ehesten noch der klassischen Vorstellung eines Helden, als Feldherr eines Imperiums. Katharina die Große als Frau schon etwas weniger, obwohl auch sie ein Großreich führte.

Eine Ausstellung über Helden kommt ohne einen Blick auf das Thema Männlichkeit nicht aus. Da gibt es ein Foto des französischen Präsidenten Emmanuel Macron mit offenem Hemd, das üppige Brusthaar herzeigend, daneben eine Parfümflasche mit der Aufschrift „Burberry Hero“. Ein geschicktes Spiel zwischen Werbeästhetik und politischer Ikonografie in der Pose des lässigen Kriegers. Auch Panini-Sticker von Fußballern wie Giovane Elber und Jan Koller zeigen Heldenbilder der Populärkultur.

Man kann sich kaum retten vor lauter Helden: Es geht von „Walja, die erste Kosmonautin“ zu Coronahelden, von einem Stefan-

George-Altar zum „Islamischen Staat“ in einem Minibetonbunker, dahinter hört man schon Greta Thunberg mit ihrem berühmten „How Dare You?“. Ein „Hero“-Score“ schlüsselt die einzelnen Elemente des Heroischen auf, die Vermessung der Heldenwelt: So haben Eltern als „stille Helden“ ein Minimum in der Kategorie „Publikum“, aber dafür ein Maximum bei „Vorbild“.



Die Heldenmaschine im Hangar des Flughafens von Gatow führt vor, wie Helden gemacht werden

Das betont Spielerische der Ausstellung steht in einem hübschen Kontrast zur Umgebung des Militärgeschichtlichen Museums. Auf dem alten Flugplatz kann man allerlei Kriegsgerät bestaunen, darunter die selbst in Feuilletonkreisen inzwischen bekannte Patriot-Flugabwehr. Ein paar Meter weiter stehen hinter der Infotafel „Abschreckung oder totale Vernichtung?“ Atomwaffenträger wie die Pershing-Raketen, die damals die Zivilgesellschaft der alten Bundesrepublik auf die Straße brachten. Lange ist's her.

Unter der verspielten Oberfläche hat „Prinzip Held“ auch Kontroverses zu bieten. Unter dem Schlagwort „Desertieren“, in unmittelbarer Nähe zum Hitler-Attentäter Graf von Stauffenberg, sieht man ein Foto junger Männer, die aus Russland über die Grenze nach Georgien fliehen, um sich dem Krieg in der Ukraine zu entziehen. Daneben sieht man den Paragrafen über „Fahnenflucht“ aus dem Wehrstrafgesetz, der

mit mehrjähriger Freiheitsstrafe droht. Wer ist hier der Held? Wer sich entzieht oder wer sich opfern lässt?

Kürzlich hat die ukrainische Schriftstellerin und Künstlerin Yevgenia Beloruschenko in ihrem erschütternden Text „Die Einberufung“ beschrieben, was die Realität des heldenhaften Kampfs der Ukraine für „unsere Freiheit“ ist, wie es hierzulande oft heißt. Männer werden von der Straße in Kleinbusse gezerrt und an die Front verschleppt, man nennt das täuschend verniedlichend „Bussifizierung“. Viele halten sich versteckt oder versuchen zu fliehen. Und werden geschmäht, nicht den „Heldentod“ sterben zu wollen.

„Prinzip Held“ zeigt, wie in den vergangenen Jahrzehnten das Pendel eher zu lebenden statt toten Helden ausgeschlagen ist und wie sich der Heldenbegriff vom Militärischen gelöst hat. Doch es wirkt so, als würde die Ausstellung eine durch die „Zeitenwende“ gerade beendete Epoche zeigen. Unglücklich das Land, das Helden braucht, heißt ein berühmter Ausspruch. Die Luft ist noch lange nicht raus aus der kollektiven sozialen Fiktion, die man Helden nennt und die weit weniger verspielt als ein Gummijugzeug ist.